Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 19 (2012)
Heft: 1

Artikel: "Ohne Kultur ist Ökonomie nicht möglich"
Autor: Brüggen, Susanne / Aschwanden, Stefan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-886099

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Ohne Kultur ist Ökonomie nicht möglich»

Der selbstregulierende Markt hat sich als kulturelle Idee des Westens enttarnt und die Kunst bietet keine alternativen Weltbilder mehr. Aber so hoffnungslos ist es nicht.

Susanne Brüggen und Stefan Aschwanden
im Gespräch mit Andrea Kessler und Jonas Wydler

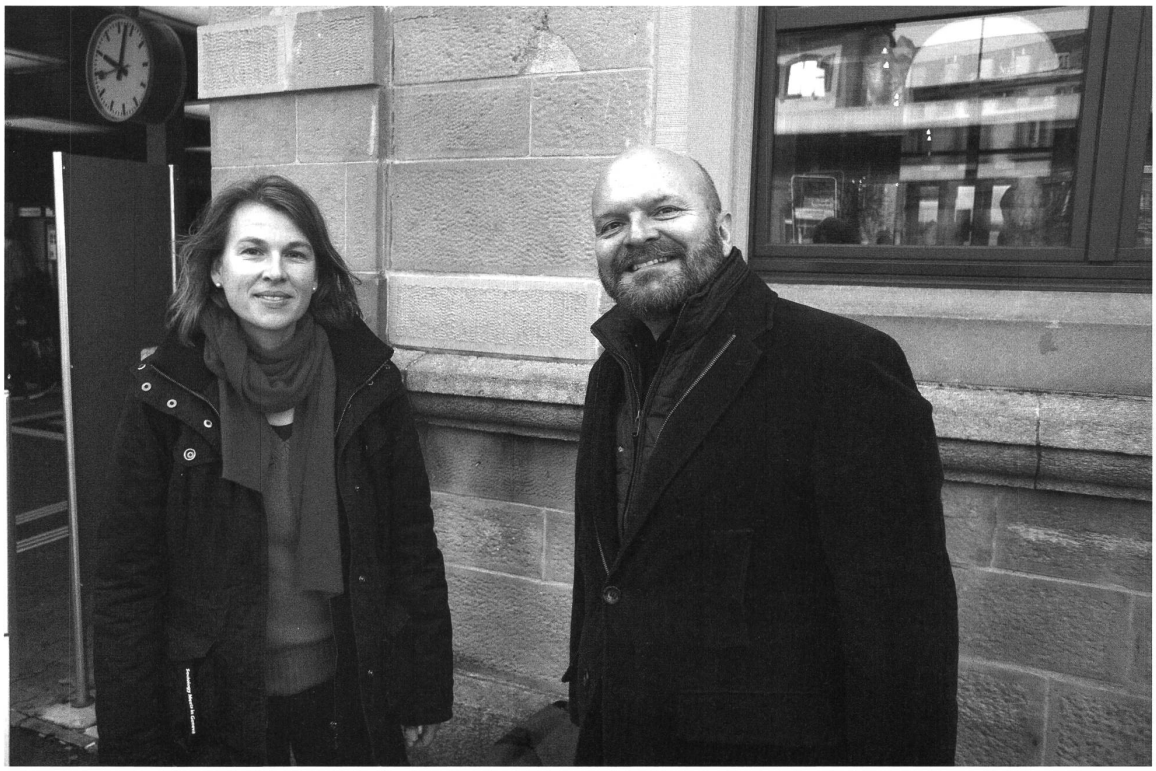
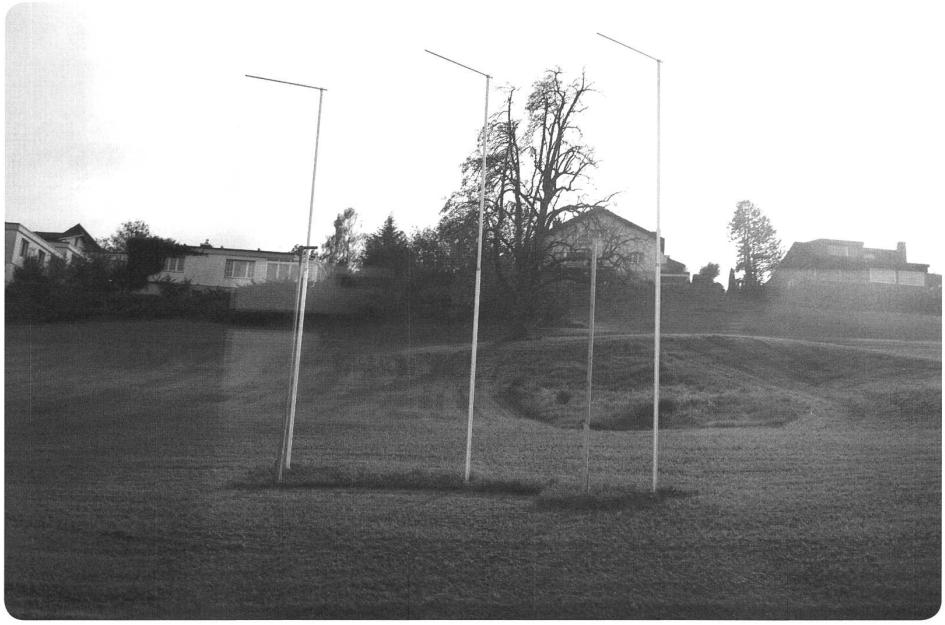


Bild Jonas Wydler



Luzern–Rapperswil

Jonas Wydler: *Viele haben eine emotionale Bindung zum Voralpen-Express, die Strecke ist ein Sonderfall.*
Stefan Aschwanden: Ich bin die Strecke häufig gefahren, sie ist wirklich ein Sonderfall, weil sie zentrumsfern verkehrt – man hat die Städte zwar in der Nähe, aber man fährt nicht in sie hinein. Und es ist eine Schmalspurbahn, ein Bähnli. Ich hab es geliebt!

Sie kennen sowohl St.Gallen als auch Luzern gut – wo sehen Sie Parallelen?
Beide Städte haben in den letzten zehn bis zwanzig Jahren einen enorm dynamischen Prozess durchgemacht und kulturelle Institutionen aufgebaut, St.Gallen etwas kleiner und früher, Luzern etwas später, dafür grösser, etwa das KKL. St.Gallen hatte aus der Stickereitradition ein reiches Bürgertum, das sich kulturell viel leistete. Luzern hat aber früher gemerkt, dass Kultur mithelfen kann, die touristische Vermarktung zu optimieren.

Und wenn Sie die Museumssituation der Städte vergleichen?
Berufsbedingt klappere ich Museen und Ausstellungen systematisch ab. St.Gallen hat sehr gute Häuser und spannende Angebote – etwa die Lokremise; ein beachtliches neues Kulturzentrum. Auch die Kunsthalle St. Gallen ist sehr aktiv, dem Kunstmuseum gelingt hin und wieder eine gute Ausstellung. Die Kunstmuseen Luzern und St.Gallen verfügen über eher unprofilierte Sammlungen, die das Augenmerk der Kuratoren auf Wechselausstellungen und Ausstellungsgut aus Leihgaben legen lässt.

Die Zahlen im Kunstmuseum Luzern stimmen, das Künstlerische wird aber kritisiert.
Wir stehen unter einem enormen Ökonomisierungsdruck im kulturellen Kontext. Wenn der Eigendeckungsgrad von Museen immer steigen und ein Viertel der Einkünfte über Eintritte reingeholt werden muss, kann das zu Sachzwängen in der Programmatik führen. Kein anderer Bereich ist so neidvoll wie der Kultursektor – die künstlerische Bilanz und Ausstrahlung werden oft ohne Würdigung der Rahmenbedingungen kritisiert. Dennoch gibt es Kuratoren, die in der Lage sind, ihr Institut nicht nur über Besucherzahlen zu profilieren, sondern indem sie Akzente in der Kulturlandschaft setzen.

Um auf die Krise zu kommen: Ist diese in der Kulturförderung angekommen?
Ich habe dieses Jahr in einer wissenschaftlichen Untersuchung Schweizer Museen zu ihrer Finanzierungssituation, zu Fundraising und Kulturförderung befragt. Ein Ergebnis war: Nur etwa ein Drittel der Museen macht Fundraising, die Mehrheit kann also von den selbst erwirtschafteten Einnahmen und der öffentlichen Kulturförderung leben. Die finanzielle Grundausstattung der Museen ist gut und sie schätzen, dass sich die Situation in nächster Zeit nicht verändern wird. Langfristig können wir die Situation nicht abschätzen, weil wir nicht wissen, wie lange die Krise dauert. Es lässt sich aber →

beobachten, dass die öffentliche Hand je länger je mehr ihre Zuschüsse für kulturelle Institutionen an präzise Leistungsvereinbarungen knüpft.

Ist das ein Problem, wenn Gelder an Bedingungen geknüpft werden?
Bis jetzt höre ich das nicht. Vielleicht werden Programmgefässe oder Kulturvermittlung definiert, das finde ich legitim. Museen können beispielsweise den Auftrag haben, das regionale Kunstschaffen zu dokumentieren und zu reflektieren. Das sagt noch nichts aus über die Kunst, die effektiv gezeigt wird. Es herrscht eine recht liberale Situation, in der sich die Kultur nicht beklagen kann, im Gegenteil.

Um noch einmal auf Fundraising zurückzukommen. Glauben Sie, dieser Bereich wird an Bedeutung noch zunehmen?
Ja, das schätzen die Museen in der Befragung so ein. Es lässt sich querbeet beobachten: Je professioneller ein Museum, Theater oder Kulturzentrum ist, umso stärker ist der Fundraising-Bereich. Grosse Institutionen rüsten im Moment massiv auf, es werden Leute eingestellt, die professionelles Fundraising und Sponsoring machen, was ja nicht das Gleiche ist. Die mittelgrossen haben die Ressourcen dazu nicht und die kleinen können ohne ehrenamtliches Engagement oft gar nicht existieren.

Wird grundsätzlich der Nutzen von Fundraising unter- und Sponsoring überschätzt?
Ich meine ja, aber man muss den Nutzen von beidem gut analysieren, man kann es nicht pauschalisieren. Sponsoring ist für Theater oder Festivals wichtig, weil sie dadurch Plätze verkaufen können. In der Schweiz haben wir zudem ein reiches und dichtes System von Vergabestiftungen. Ich beobachte indes, dass diese Stiftungen mehr und mehr Lust bekommen, selber Projekte zu lancieren oder untereinander Kooperationen eingehen.

«Ich frage mich, ob Kultur einfach ein Opfer der Krise ist oder ob sie darauf reagieren muss. Oder begleitet, ja produziert sie selbst auch die Krise?»

Bahnhofscafé Rapperswil

Redaktion: *In der Schweizer Kultur ist von einer Krise noch nichts zu spüren.*
Stefan Aschwanden: Von was für einer Krise sprechen wir? Reden wir von einer finanziellen Krise in der Folge der Finanzkrise? Diese Krise ist in der Kultur noch nicht angekommen. Oder sind wir in einer gesellschaftlichen Krise? Liegt die Krise bei den Konsumenten? Oder ist es eine Krise, weil wir einen kulturellen Overkill haben? Wir haben so viel Kultur, dass sie beginnt, sich zu partikularisieren. Kultur wird mehr und mehr für Lifestyle-Gruppen gemacht und hat nicht mehr die universalgesellschaftliche Bildungs- oder Informationsdimension. Kulturschaffende müssen daher exakt wissen, für welches Publikum sie etwas machen, sonst ist ihre Kunst losgelöst vom gesellschaftlichen Diskurs – das ist eine enorme Herausforderung.
Susanne Brüggen: Wenn man von Krise spricht, dominiert die Finanz- und Wirtschaftskrise das öffentliche Bewusstsein. Das ist ein reduziertes Bild, denn es gibt viele andere Krisen, die aber lokal und nur in bestimmten Interessengruppen wahrgenommen werden und es nicht aufs öffentliche Tableau schaffen.
Stefan Aschwanden: Man muss zudem analysieren, ob es wirklich eine Krise ist oder ob wir uns einfach in ganz normalen Veränderungsprozessen befinden. Wenn sich etwas verändert, muss man das nicht als Krise empfinden.
Susanne Brüggen: Das Krisenbewusstsein hängt mit den Veränderungen zusammen, die wir seit fast 200 Jahren erleben, in denen Krisenbewusstsein überhaupt erst entstanden ist; das ist etwas sehr modernes. Krisen hat es schon immer gegeben, aber diese heutige Sensibilisierung ist typisch, wir warten geradezu auf Veränderungen, weil wir eingreifen wollen.
Ich versuche noch die Beziehung zwischen Kultur und Krise zu finden und frage mich, ob Kultur einfach ein Opfer der Krise ist oder ob sie darauf reagieren muss? Oder begleitet, ja produziert sie selbst auch die Krise? Ich finde interessant, dass Sie sagen, dass sich Kultur immer stärker verkaufen muss. Ist das eine Reaktion auf unsere neoliberale Wahrnehmung der Dinge? Nehmen wir immer stärker alles ökonomisiert wahr? Und ist Kultur dann eine Dienstleistung, die einen Abnehmer finden muss?
Stefan Aschwanden: Unsere Freiheit ist einerseits eine Chance, hat aber andererseits den starken Ökonomisierungsdruck hervorgebracht. Kulturschaffende müssen wissen, mit wem sie in einen Diskurs treten wollen, Kunst will ja nicht autistisch bleiben.

Der Ökonomisierungsdruck betrifft vor allem Leute in den leitenden Positionen, einen Museums- oder Theaterdirektor, aber Künstler würden doch jetzt laut aufschreien?
Stefan Aschwanden: Auch Kunstschaffende sind Teil des Systems – je erfolgreicher, desto stärker. Wenn Künstler ästhetische Positionen einnehmen, dann wollen sie doch damit etwas bewirken und auslösen und darüber hinaus ein Feedback auf ihr Schaffen bekommen. Darum müssen sie ihre Klientel kennen.
Susanne Brüggen: Sie sehen also keine Gefahr in diesem ökonomischen Denken für die Kunst? Sogar der Bildungsbereich wird immer stärker davon geprägt. Jetzt, da wir

doch gerade wegen dieser Ökonomie in die Krise geraten sind, breitet sie sich immer weiter aus auf die Politik, Bildung, Kultur. Ist das nicht schwierig?
Aschwanden: Ja … (zögert). Das ist schwierig, doch wir müssen aufpassen, dass wir nicht heuchlerisch werden, indem wir moralisch und ethisch den Ökonomisierungsdruck verurteilen und auf der anderen Seite die Augen verschliessen vor einer Freiheit, vor Chancen und Erwerbsmöglichkeiten, die sich in einem solchen Umfeld ergeben. Das eine geht nicht ohne das andere, sonst ist hier eine gewisse Verlogenheit im Spiel. Der ganze Kunstbereich ist auch ein Finanzgeschäft.

… und auch zu einer riesigen Blase geworden.
Stefan Aschwanden: Obs schon eine Blase ist, weiss ich nicht. Aber Galerien, Künstler, die mit Galerien zusammenarbeiten und sich in dieses System hineinbewegen, Museen, die den Legitimierungsprozess über das Ganze schütten, alle sind beteiligt. Medien, die den Inhalt reflektieren oder eben nicht, sind auch Systempartner.
Susanne Brüggen: Trotzdem setzt sich eine Logik aus einem Teilbereich der Gesellschaft – nämlich der Wirtschaft – auf andere Bereiche drauf und verändert sie so, dass diese keine eigene Sprache mehr haben. Im Bildungsbereich etwa setzt sich die neoliberale Logik immer stärker durch: Humankapital, Schulen werden nach Leistung und Controlling bewertet.

Und auch von der Wirtschaft gesponsert.
Stefan Aschwanden: Die Versuchung besteht sicher, dass Geldgeber Inhalte und Gefässe von Kulturinstitutionen mit Schenkungen beeinflussen, bewusst oder unbewusst. An Universitäten kann man beobachten, dass Forschung gewichtet wird: Manches wird gefördert, manches nicht. Die Entwicklung müssen wir erst erkennen, bevor wir sie moralisch bewerten können.
Susanne Brüggen: Ich glaube, dass Kultur gar nicht so wirkungslos ist. Die Finanzkrise hatte ihre Ursprünge auch im kulturellen Bereich. Die Idee des rationalen, sich selbst regulierenden Marktes war ein kulturelles Leitbild, das so stark wurde, dass es sich in den Köpfen der Politiker, aber auch der Presse, durchgesetzt hat. Ohne Kultur ist Ökonomie gar nicht möglich. Erst ändern sich Normen und Werte, dann der Rest.
Stefan Aschwanden: Kulturelle und gesellschaftliche Änderungsprozesse haben Einfluss auf die Gesetzgebung und wirken sich auf Mentalitäten aus. Das ist der Prozess, der ursprünglich über die mediale Schiene hereinkommt. Die Veränderung der bürgerlichen Kultur Italiens durch mediale Veränderung unter den Berlusconi-Medien etwa ist ungeheuer spannend zu beobachten. Die Zivilbevölkerung ist nach 20 Jahren Berlusconi tief verunsichert, desillusioniert und auch nicht mehr informiert. Die freien Medien sind eine Errungenschaft einer entwickelten Gesellschaft und müssen deshalb unabhängig bleiben.

Aber von den Kunstschaffenden hört man nichts, wenn es um diese kulturellen Änderungsprozesse geht. Sind sie kein Sprachrohr mehr?
Stefan Aschwanden: Der Vorwurf ist ja riesig! An die Literatur gerichtet besteht er schon länger. Gibt es überhaupt noch Schriftsteller, die sich mit der Gesellschaft auseinandersetzen? Versagt die Literatur? Das ist ein Thema, das immer wieder aufkreuzt. Die bildende Kunst kann machen, was sie will, sie ist kaum mehr gesellschaftskritisch.
Susanne Brüggen: Doch, ich denke schon, sie war immer gesellschaftskritisch. Alleine schon in der Art, wie sie reflektiert. Wenn ich mir zeitgenössische Kunst ansehe, oder auch manch guten Film, sehe ich eine Auseinandersetzung mit der Realität. Wenn man sich rückblickend die Kunst aus der Sowjetunion unter dem Regime anguckt, zeigt sich, dass sie sich – obwohl immer im Dienste der Autorität – bis zu einem gewissen Grad trotzdem kritisch damit auseinandersetzen konnte.
Stefan Aschwanden: Sie versucht es, aber ist sie es auch tatsächlich? Ich habe den Eindruck, dass der subversive Charakter der Kultur im Moment nicht stark hervorkommt. Aber ich wünschte es mir!
Es ist ein Widerspruch in sich: Die Kulturproduktion ist viel grösser geworden, weil es viel mehr Künstler gibt, die Begriffe Kultur und Kunst wurden immer stärker ausgedehnt. Doch in der klassischen Kultur, der Literatur oder Kunst, vermisse ich im Moment laute Stimmen in der Schweiz.

«Kulturschaffende müssen exakt wissen, für welches Publikum sie etwas machen, sonst ist ihre Kunst losgelöst vom gesellschaftlichen Diskurs.»

Susanne Brüggen: Für mich ist nicht die Frage, ob Kunst noch subversiv sein kann oder ob sie eine Art Ausweg zeichnet. Aber sie kann sich damit auseinandersetzen und nicht einfach nur den Voyeurismus bedienen. Neue Beschreibungen der Welt, das brauchen wir mehr als bisher.

In den Regionen, in denen autoritäre Regime herrschen, bekommen Kunstschaffende noch Aufmerksamkeit, dort ist es noch möglich.
Susanne Brüggen: Weil es noch ein klares Feindbild gibt, das macht es einfacher. Darin sehe ich auch eine Ursache nicht nur von der Finanzkrise, sondern von einer kulturellen Krise im globalen Sinn. Das westliche Weltbild ist so brüchig geworden, dass wir gar nicht mehr wissen, ob unsere Vorstellung von Demokratie gut und global anwendbar ist. Ob das für Ägypten ein →

Modell ist, oder ob sich da neue Formen von Demokratie entwickeln müssen.
Stefan Aschwanden: Das tönt ja fast nach einem Zersetzungsprozess westlicher Identität, in dem wir stecken.
Susanne Brüggen: Aber es steckt auch viel Gutes drin. Die einfachen Vorstellungen von Fortschritt haben die Welt schliesslich auch nicht befrieden können.

Rapperswil–Romanshorn

Andrea Kessler: *Vorhin haben Sie über das brüchig gewordene Weltbild des Westens gesprochen. Tatsächlich bewegt sich zurzeit viel. Die Aufstände im Nahen Osten, die Occupy-Bewegungen im Westen. Stehen wir kurz davor, das System zu verändern?*
Susanne Brüggen: Das ist schwer zu beantworten. Es ist der Kapitalismus, der uns in die Finanzkrise gebracht hat, und trotzdem suchen wir den Ausweg wiederum nur im Kapitalismus. Es gibt keine Alternative mehr dazu. Im Kalten Krieg gab es noch zwei Modelle, heute nicht mehr. Die Welt ist unübersichtlich geworden und nicht mehr klar zu beschreiben. Es gibt so viele Dinge, die sich gleichzeitig und scheinbar abgekoppelt voneinander entwickeln, dass man keine Koordinationsinstanz mehr kennt, die das ordnet.

Ein Ende des Systems zeichnet sich trotzdem nicht ab?
Nein, was den Kapitalismus betrifft, sehe ich dazu keine Anzeichen. Immer weniger. Wir haben keine Alternativen.

War denn vor hundert Jahren eine Krise für die Gesellschaft einfacher zu überwinden, weil es klare Alternativen gab?
Da müssten wir ein konkretes Beispiel anschauen, beispielsweise wie auf soziale Probleme vor hundert Jahren reagiert wurde. Damals gab es Lösungsansätze die vielversprechend waren. Die Sozialversicherung konnte eingeführt, der Sozialstaat entwickelt werden. Heute sehen wir diese klaren, einfachen Lösungen nicht mehr.

Wo könnte denn die Gesellschaft heute eine Lösung herbekommen, um die gegenwärtige Krise zu überwinden?
Die Konstruktion der Krise wird über die Medien geleistet. Schon in der Beschreibung einer Krise steckt das Lösungspotenzial. Ob man die gegenwärtige Finanzkrise als Ausdruck des maroden Kapitalismus oder als Regulierungskrise der Nationalstaaten sieht, verändert auch das Lösungsszenario. Im Bezug auf den Finanzkapitalismus findet eine starke Personalisierung statt. Gleichzeitig ist es deutlich geworden, dass die Krise strukturell bedingt ist. Das ist ein Widerspruch. Wenn einerseits Manager gebrandmarkt werden, die Krise aber systembedingt ist, dann ist die Frage, ob das noch zu einer Lösung führen kann.

Was wäre ein mögliches Lösungsszenario?

Ich glaube, der Nationalstaat ist wichtiger denn je und hat nach wie vor viel zu sagen. Das sieht man gut an den Ursachen der Finanzkrise. In den USA waren es massive politische Entscheidungen, die dieses Aufblähen des Finanzmarktes ermöglicht haben. Wäre es im nationalen Rahmen nicht so entschieden worden, hätte sich das Finanzsystem gar nicht so autonom entwickeln können. Darin liegt heute das Potenzial der Kontrolle. Alles, was auf politischer Ebene entschieden wird, hat Ausschläge auf dem Finanzmarkt – das ist eine Chance, wieder stärker regulierend einzugreifen. Ausserdem gibt es klare Machtzentren der Globalisierung. Zum Beispiel London, New York, Frankfurt, Paris. Auch da kann mit Kontrolle angesetzt werden. Wenn es diese Orte gibt, dann ist der globale Finanzkapitalismus nicht so gesichts- und ortlos, wie man immer denkt.

Die Ausschläge auf dem Finanzmarkt rühren auch daher, weil Menschen dahinterstecken, die panisch und unüberlegt reagieren können. Macht das das Finanzsystem besonders anfällig auf Krisen?
Die Krise ist ein Grundmerkmal des Finanzsystems, weil die Unsicherheit und Ungewissheit zum Finanzmarkt gehören. An den Börsen wird auf zukünftige Entwicklungen spekuliert, und dabei gibt es keine Sicherheiten. Trotzdem dachte man lange, es sei ein rationales System. Da steckt ein klares kulturell geprägtes Denken dahinter. Es sind nicht nur die Menschen gierig, sondern das System selbst ist auf das Risiko angewiesen, um überhaupt zu funktionieren.

Wenn sich die Gesellschaft bewusst würde, wie irrational das System ist, würde dies das System vielleicht nicht gerade verändern, aber könnte es die Krise entschleunigen?
Es liegt darin zumindest das Potenzial, das System wieder stärker zu regulieren. Wenn nicht darauf vertraut wird, dass es rational ist, dann kann man auch begründen, warum es kontrolliert werden muss. Mit der Idee, dass der sich selbst überlassende Markt die Perfektion und das Rationale schlechthin sei, hat man die Deregulierung begründet. Jetzt ist es an der Zeit dies klarzustellen.

Stefan Aschwanden, 1959, aufgewachsen in der Innerschweiz, ist Historiker und Kulturmanager der ersten Stunde sowie Museumsexperte. Er studierte Betriebswissenschaft in St.Gallen, heute berät er kulturelle Institutionen, Stiftungen und die öffentliche Hand in Sachen Strategie- und Organisationsentwicklung sowie Fundraising-Management.
Susanne Brüggen, aufgewachsen in München, Hofheim und Ansbach, ist Soziologin und lebt in Konstanz. Sie arbeitet als Dozentin im Bereich Forschung an der pädagogischen Hochschule Thurgau. An der Universität St.Gallen gibt sie derzeit eine Lehrveranstaltung, zum Thema «Krisen und Krisenszenarien».